WÜRZBURG IM ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG.¹⁾

VON SEBASTIAN MERKLE.

Zweimal hat das Hochstift Würzburg eine weit über seine Grenzen hinausreichende Bedeutung erlangt: das eine Mal am Ausgange des 16. Jahrhunderts, als Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn mit starker Hand die Gegenreformation durchführte und als deren Stütze seine Universität schuf; das andere Mal im Zeitalter der Aufklärung am Ausgange des 18. Jahrhunderts, namentlich unter Julius' Großneffen Franz Ludwig von Erthal (1779—1795), teilweise auch schon unter dessen Vorgänger Adam Friedrich Graf von Seinsheim (1754—1779). In beiden Fällen, im 16. wie im 18. Jahrhundert, haben die den Umschwung herbeiführenden oder begünstigenden Herrscher mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, gegen heftige Anfeindung sich zu wehren gehabt. Das spätere Urteil aber war in beiden Fällen sehr verschieden. An dem großen Julius bewährte sich das Wort: *Pascitur in vivis livor, post fata quiescit*. Seine Maßnahmen wurden mehr und mehr als heilsam erkannt und anerkannt, und so lebt er im Andenken, wenigstens der katholischen Nachwelt, fort als der große, segenstiftende Herrscher, als Hort des Katholizismus. Franz Ludwig dagegen wird von derselben Seite vielfach als ein zwar gutmeinender und sittlich intakter, aber schwacher und dem Zeitgeist allzuweit nachgebender Fürst bezeichnet, der besonders seine kirchlichen Pflichten in wichtigen Angelegenheiten nicht erfaßt, sie oftmals gröblich versäumt habe. Auch Adam Friedrich wird bisweilen in dieses Urteil miteinbezogen.

Beide Herrscher sahen sich vor die ungeheuer schwere Aufgabe gestellt, ihren geistlichen Staat aus einem mittelalterlichen in einen den Forderungen der Neuzeit entsprechenden umzuschaffen. Dem modernen Geiste, der auf allen Gebieten nach Lösung der hemmenden Fesseln rang, mußte Rechnung getragen werden, wenn der Staat überhaupt weiter bestehen sollte. Andererseits war keiner der

¹⁾ Vortrag, gehalten am 12. Septbr. 1912 auf der Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Würzburg.

beiden Bischöfe geneigt, den geistlichen Charakter des Hochstifts zu verleugnen oder den kirchlichen Grundsätzen etwas zu vergeben. Es war der Bevölkerung auch des geistlichen Staates nicht zu verargen, wenn sie, trotz allen früheren Absperrungsversuchen vom Hauche des neuen Geistes angeweht, sich nicht lediglich auf den Himmel vertrösten, sondern auch für dieses Leben behaglicher einrichten wollte. Der Adel und der hohe Klerus zeigten ihm ja, daß beides nebeneinander wohl möglich sein müsse. Für die höheren Stände aber galt es namentlich, das Gebiet der Bildung und der Erkenntnis, vor allem durch lebendigeren Verkehr nach auswärts, durch Pflege der schönen Literatur und anderer bisher vernachlässigter Zweige des geistigen Lebens zu erweitern.

In welchem Umfang und mit welchem Erfolge nun Adam Friedrich und Franz Ludwig das schwierige Problem einer Auffrischung des Alten durch Aufnahme von Neuem zu lösen suchten, darüber sind begreiflicherweise je nach dem Standpunkte des Beurteilers die Anschauungen auch heute noch sehr geteilt. In der kurzen uns zugemessenen Zeit müssen wir uns natürlich auf Erörterung der wichtigsten Punkte beschränken. Wenn wir dabei die kirchliche Seite bevorzugen, so mag dies nicht nur beim Kirchenhistoriker natürlich erscheinen, sondern auch damit gerechtfertigt werden, daß gerade über sie das Urteil noch besonders unsicher ist.

I.

Würzburg verriet seinen Charakter als geistliche Residenz schon von weitem. Dem Reisenden, der etwa auf der Straße von Schweinfurt oder Kitzingen her sich nähernd die Stadt von der Anhöhe überschaute, fiel sofort ihr Reichtum an Kirchen und Kirchtürmen in die Augen. Das malerische Bild gewann an Reiz, je näher man es betrachtete. Man kann ohne weiteres auch auf das 18. Jahrhundert beziehen, was Heinrich v. Kleist an der Schwelle des 19. aussprach: auf der Würzburger Mainbrücke sei er erst zum Dichter geworden.¹⁾ Und neben der entzückenden Landschaft waren es in erster Linie kirchliche Bauten und Kunstwerke, die diesen Reiz bewirkten. Die Zahl der Kirchen war in fürstbischöflicher Zeit

¹⁾ G. Zoepfl, *Fränkische Handelspolitik im Zeitalter der Aufklärung* Erlangen u. Leipzig 1894 (= G. Schanz' Bayer. Wirtschafts- u. Verwaltungsstudien III), S. 309¹.

noch beträchtlich größer als heute, sprang jedenfalls bei dem weit geringeren Umfang der Stadt viel mehr in die Augen. Sie entsprach den vielen Stiften und Klöstern. Da war das Domstift, den Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken an der Spitze, mit einem Propst, einem Dechant, 22 Kapitularen, 30 Domizellaren und 31 Vikaren; das adelige Ritterstift St. Burkard mit Propst und Dechant, 8 Kapitularen, 8 Domizellaren und 12 Vikaren; Stift Haug mit Propst und Dechant nebst 17 Kapitularen, 6 Domizellaren, 13 Vikaren; Stift Neumünster zählte neben Propst und Dechant 15 Kapitulare, 10 Domizellare und 9 Vikare.¹⁾ Hierzu kamen die Benediktinerabtei St. Stephan und das Schottenstift St. Jakob, berühmt durch seinen ehemaligen Abt Johannes Trithemius. Bis zum Jahre 1773 bestand auch ein Jesuitenkollegium. Außerdem besaß die Stadt ein Kartäuserkloster zum Engelgarten, je ein Kloster der Augustiner, der Dominikaner, der Franziskanerkonventualen, der beschuhten und unbeschuhten Karmeliten, der Kapuziner; eine Kirche und ein Haus des Deutschen Ordens; ein adeliges Damenstift, ein Nonnenkloster zu St. Afra und eines der Ursulinen. In der Nähe der Stadt lag das stattliche Prämonstratenserstift Oberzell, die Prämonstratenserinnenabtei Unterzell und das Zisterzienserinnenkloster Himmelsporten. Dazu kamen vier Spitäler: das berühmte Juliusspital, um das wegen seines Krankenmaterials Jahrhunderte hindurch die übrigen Universitäten ihre Würzburger Schwester beneideten, das Bürgerspital, das Theodorische und das Hofspital.²⁾

An die militia Christi mag das weltliche Militär sich anreihen. Es umfaßte 5 Regimenter zu Fuß und zu Pferd, über die ein Generalfeldzeugmeister, ein Generalleutnant und 4 Generalmajore mit einer entsprechenden Anzahl weiterer Offiziere gesetzt waren. Nimmt man dazu eine Hierarchie geistlicher und weltlicher Beamten, die Universität mit ihren Professoren und Studenten, so wundert man sich, daß die Stadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts

¹⁾ Das Nähere hierüber bei Gr. Schöpf, *Histor.-statist. Beschreibung des Hochstifts Würzburg* (Hildburghausen 1802), S. 210f.

²⁾ Außer Schöpf berichten zahlreiche Reisebeschreibungen, deren Einzelaufführung überflüssig scheint, über diese Institute (Nicolai kam nicht nach Würzburg).

kaum mehr als 15 000 Einwohner gezählt haben soll. Schöpf gibt für den Anfang des 19. Jahrhunderts 15 538 an.¹⁾

Wenn man die große Zahl von Stiften und Klöstern, daneben den natürlich nicht weniger stark vertretenen Weltklerus in Betracht zieht; wenn man erwägt, daß ins Domstift nur Herren vom Adel Aufnahme fanden, die 16 Ahnen nachzuweisen vermochten²⁾; wenn man das reiche Einkommen der Stifter und mancher Klöster anschlägt, in deren und der Spitäler Besitz auch die besten Weinberge und Felder sich befanden; wenn man bedenkt, welche Summen das Militär, die Beamtenschaft und die Universität erforderten, so ist klar, daß für Bürger und Bauer nicht zuviel übrig blieb. Eine 1803 erschienene scharfe Broschüre klagt über die fürstbischöfliche Zeit, daß „der Adel alles, der Untertan beinahe nichts war, während der Untertan alles zahlte und der Adel nichts“.³⁾

Der Bettel war zu einer wahren Landplage geworden. Ob nun, wie Riesbeck behauptet, in den geistlichen Staaten jeder vierte, oder, wie Sartori es einschränkt, nur jeder siebente Einwohner ein Bettler war; für Würzburg bezeugt Dalberg in seinem gleich nach Franz Ludwigs Regierungsantritt auf dessen Aufforderung hin erstatteten Gutachten, nirgends in katholischen Landen sei der Bettel so stark gewesen wie hier; man sehe das Betteln nicht mehr als schimpflich an, die vielen Bettelmönche gewöhnten das Volk an diese Art des Erwerbs. Schon unter Friedrich Karl v. Schönborn (1729—1746) hatten Scharen bettelnder Studenten, Handwerksburschen, Pilger, Eremiten und auswärtiger Geistlicher das Land durchzogen, so daß der Fürst durch Errichtung eines Arbeitshauses Abhilfe versucht hatte. Aber dies wirkte ebensowenig wie ein Erlaß Adam Friedrichs vom Jahre 1772: das Gesindel solle innerhalb acht Tagen des Landes verwiesen, das Almosengeben bei zehn Talern Strafe verboten sein, die wirklich Armen seien durch ein

¹⁾ Vgl. auch Bernhard (= Herm. Reuchlin), Franz Ludwig von Erthal (Tübingen 1852), S. 12¹.

²⁾ Franz Ludwig gestattete sich einmal in einer Osterpredigt eine Bemerkung über „den Stolz, der die Vorrechte seiner Geburt aus 16 Ahnen behauptet“, Bernhard S. 182.

³⁾ Kurzer und treuer Abriß der seither geführten Staatsverwaltung im Hochstifte Würzburg, 1803. Über den Verfasser der äußerst seltenen Schrift s. J. B. Schwab, Franz Berg (Würzburg 1869, 2. [Titel-]Ausg. 1872), S. 81; Zoepfl S. 17¹.

Abzeichen kenntlich zu machen. Auch Franz Ludwig verbot den Bettel; in der Überzeugung aber, daß Abhilfe nur möglich sei, wenn man den Armen Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst gebe, suchte er solche Möglichkeit zu schaffen durch Neueinrichtung und Vergrößerung des durchaus ungenügenden Arbeitshauses.¹⁾ Das Gutachten Dalbergs wies für verschämte Arme auf Heimarbeit hin und regte die Errichtung von Darlehenskassen an, Maßregeln, deren Ausführung einer viel späteren Zeit vorbehalten blieb.²⁾ Aus Liebe zu dem Volk, das durch die Spielwut oft zum finanziellen Ruin getrieben wurde, hob Franz Ludwig 1786 die Lotterie auf, obwohl diese dem Fiskus reichen Gewinn brachte.³⁾

Eine wirksame und nachhaltige Hebung des gesamten Volkswohlstandes war nur möglich durch Erschließung neuer Einnahmequellen. Schon Adam Friedrich war durch Förderung von Handel und Industrie auf Besserstellung des Bürgers bedacht gewesen. Er hat, um den Handel zu heben, die ersten Kunststraßen angelegt, die Schifffahrt auf dem Main gefördert, Münz- und Handelskonventionen abgeschlossen. Wie Clemens XIV für den Kirchenstaat, so suchte er für Würzburg eine Industrie zu begründen, ließ z. B. nach dem Vorgange der Pfalz Maulbeerbäume pflanzen, um den Seidenbau einzuführen.⁴⁾ Für den Bauernstand war er weniger besorgt gewesen. Franz Ludwig dagegen half einer alten Klage des Landmannes ab, wenn er, um dem Wildschaden vorzubeugen, das Wild in den Parks von Gramschatz und Guttenberg einschließen ließ; der Jagd, die seines Vorgängers Lebenselement gewesen, war der asketisch fromme Fürst überhaupt abhold. Die Lehrer waren angewiesen, die Bauern über Verbesserungen der Landwirtschaft zu unterrichten; Schriften zu diesem Zwecke wurden nach tausenden verteilt.⁵⁾ Auch auf den Handel wies er den Bürger hin. Keine

¹⁾ Diese Arbeitshäuser wurden damals üblich. Vgl. Fr. Neumayr S. J., Liebs-Gebäu, oder nachdrückliche Anmahnung wegen eines ergibigen Beytrags zur Erhaltung des neu-erbauten Arbeit- u. Zuchthauses . . . [in Augsburg], auf Hohes Verlangen in Druck gefertiget, Augspurg 1755, 4^o.

²⁾ Das Gutachten veröffentlicht von J. Abert, Archiv des hist. Vereins f. Unterfranken LIV (1912), S. 183—215.

³⁾ Bernhard S. 87 ff.; Schwab S. 84.

⁴⁾ Literatur darüber verzeichnet D. Kerler im Archiv d. hist. Ver. XXXVII (1895), S. 73 f. (N. 72).

⁵⁾ Schwab S. 85.

Stadt in Deutschland, stellt er ihnen vor, könne sich rühmen, für den Transithandel günstiger gelegen zu sein als Würzburg. Das müsse ausgenützt werden.¹⁾ Der Industrie ging er selbst mit gutem Beispiele voran. Wenn Riesbeck konstatiert, Würzburg stehe in dieser Hinsicht weit hinter Norddeutschland und sogar hinter dem armen Fulda zurück, so unterläßt er nicht beizufügen: die einzige ansehnliche Manufaktur im Lande sei die beträchtliche fürstliche Spiegel- und Porzellanfabrik, der Bischof gebe sich viel Mühe, seine Untertanen zum Kunstfleiß aufzumuntern.

Durch seine volksfreundlichen Maßregeln, die doch auch vom finanzpolitischen Standpunkt aus in hohem Maße klug, zur Schaffung eines leistungsfähigen Mittelstandes geeignet waren und daher allen Beifall verdient hätten, kam Franz Ludwig beim Adel in den Ruf des „Demokraten“, damals für einen Fürsten ein höchst zweifelhaftes Kompliment. Aber der Bischof ließ sich durch solche Zensuren nicht beirren. „Ich habe keine Abneigung gegen den Adel, ich bin selbst von Herkunft ein Edelmann“, erklärt er 1792; „als Regent eines Staates aber muß ich . . . auf das Wohl des Ganzen sehen, darf daher nicht bloßes Vorurteil eines Standes berücksichtigen.“²⁾ Er hielt auch nicht mit seiner zweifellos richtigen Überzeugung zurück, daß die französische Revolution von der zu weit getriebenen Bevorzugung der oberen Stände und von der Vernachlässigung des Volkes herrühre. Jedenfalls zeugt dieses Urteil von weit mehr politischer Einsicht und Ehrlichkeit als die Weisheit jener, welche in der religiösen Aufklärung die Ursache jenes Aufruhrs finden wollten und die Fürsten und Politiker gegen Männer einer fortschrittlichen theologischen Richtung scharf machten. Die treue Sorgfalt des edlen Fürsten für die unteren und mittleren Stände wie namentlich seine reiche private und öffentliche Wohltätigkeit — bei seiner sonstigen bekannten Sparsamkeit doppelt beachtet — machten ihn zum Lieblinge des Volkes. Es ist eine ebenso schöne als bezeichnende Legende, daß eine unbekannte Hand in der teuren Zeit auf sein Grabmal die Worte schrieb: „Vater, steh auf und gib uns Brot.“³⁾

¹⁾ Zoepfl S. 309.

²⁾ Kerler S. 53 (N. 37), vgl. S. 24

³⁾ E. Klüpfel, *Necrologium sodalium et amicorum* (Friburgi 1809), S. 126.

Aber nicht nur den Besitz seines Volkes zu mehren, ist Franz Ludwig bedacht; auch dessen Gesundheit zu heben, ist sein Bestreben. Wie er in Bamberg das Allgemeine Krankenhaus schuf, so erweiterte er in Würzburg das Juliusspital, die Stiftung seines erlauchten Großoheims. Nicht minder wichtig dünkte ihm mit Recht die Bewahrung vor Krankheiten. Zu diesem Behufe läßt er einen „Gesundheitskatechismus“ an die Lehrer verteilen, damit sie „eine Volksgesundheitslehre in den Jugendunterricht verflechten“ und die „schädlichen Selbstkuren“ der niederen Volksklassen beseitigen. Das Volk war nämlich, wie Schwab sagt, „durch die ihm beigebrachten religiösen Vorstellungen angeleitet worden, in allen schwierigen und bedenklichen Fällen vor allem übernatürliche Hilfe durch Gelübde, Opfer, Wallfahrten zu suchen, und vernachlässigte dabei die einfachsten natürlichen Heilmittel“. ¹⁾ Galt es ja bei manchen schon als Zeichen eines lauen Christen, wenn man überhaupt sich an den Arzt wandte, statt allein in Gebet und Gelübden Hilfe zu suchen. Man konnte sich hierbei auf 2. Chron. 16, 12 berufen, wo Asa getadelt wird, weil er Hilfe bei dem Arzt statt beim Herrn suchte (Allioli freilich erklärt: weil er gar nicht an Gott dachte), aber nicht auf Sirach 38, 1, wo es heißt: „Ehre den Arzt, denn der Allerschöpfung hat ihn geschaffen.“ Franz Ludwig wollte nun, daß das Volk an die Ärzte gewiesen, daß es überhaupt durch Verbesserung des Unterrichts und der religiösen Erziehung instand gesetzt werde, „ein richtiges Verständnis für die wahren Bedingungen seines Wohles zu gewinnen“. ¹⁾ Wie wenig „rationalistisch“ der fromme Fürst dabei dachte, zeigt seine Erneuerung der alten Verordnung, daß kein Arzt einen Kranken behandeln dürfe, wenn dieser nicht zuvor die Sakramente empfangen habe. ²⁾ Eine solche Forderung würde heute selbst der eifrigste Bischof nicht mehr stellen, auch wenn er die Macht dazu hätte. Im Jahre 1786 erging die Weisung an die Pfarrer, dem Landvolke die Pflichten einzuschärfen, die man gegen das Weib im Zustande der Mutterschaft, im beiderseitigen Interesse der Mutter und des Kindes, zu beobachten habe, „eine Weisung, die bei der Rohheit und Rücksichtslosigkeit des größten Theils der ländlichen Bevölkerung durchaus nicht überflüssig war“. ²⁾

¹⁾ Schwab S. 85.

²⁾ Schwab a. a. O.

Solch edlen Bestrebungen wird ihr Verdienst am wenigsten durch den Vorwurf genommen, den ein Würzburger Geistlicher noch im Jahre 1897 gegen Franz Ludwig erhob: er habe „die Auflehnung gegen die Autorität der Vorgesetzten durch Wohlfahrts-einrichtungen für die Untergebenen abwenden zu können“ gehofft.¹⁾ Solange man annimmt, daß „die Autorität“, d. h. die Vorgesetzten, um der Untergebenen, nicht umgekehrt die Untergebenen um der Vorgesetzten willen da seien, und solange das Christentum seinen Beruf u. a. darin sehen wird, denen Erleichterung zu verschaffen, die mühselig und beladen sind, solange ist es schwer, einen solchen Vorwurf ernst zu nehmen. Wäre es etwa im Sinne der Lehre Christi und nach dem Geschmacke des Kritikers gewesen, wenn der edle Bischof, wie man es in Frankreich mit bekanntem Erfolg machte, einfach die unteren Stände sich selbst überlassen, ihre Ausbeutung fortgesetzt, die Privilegien und das Wohlleben der oberen Zehntausend gefördert und die Skrupel mit der Beschwichtigung abgetan hätte: *Après nous le déluge*? Wollte der Tadler etwa sagen, Franz Ludwig hätte in absolutistischem Wahn auch bescheidene und gerechte Forderungen seines Volkes einfach abweisen sollen? Überspannung der Autorität ist von jeher der sicherste Weg zu ihrer Untergrabung gewesen, weil sie sich damit diskreditiert und verhaßt macht; vernünftige Freiheit umgekehrt das zuverlässigste Mittel, der Auflehnung den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Man wollte auch schon finden, Fürsten wie der Würzburger Bischof hätten die äußere, politische Säkularisation durch eine innere, geistige vorbereitet. Und doch ist zweifellos, daß die ganze herbe Kritik, welche nicht nur ein Protestant wie F. K. v. Moser²⁾, sondern auch ein in Diensten katholischer Fürsten stehender Katholik wie Jos. v. Sartori³⁾ an den Zuständen der geistlichen Staaten des ausgehenden Reiches übte, fast durchweg unmöglich bzw. gegenstandslos geworden wäre, wenn Franz Ludwigs Reformen

¹⁾ So wollte vermutlich sagen C. Braun, *Geschichte der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg II* (Mainz 1897), S. 254; tatsächlich heißt es dort: er hoffte „die Auflehnung . . . durch Wohlfahrts-einrichtungen . . . ersetzen zu können“!

²⁾ Über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland. Frankfurt u. Leipzig 1787.

³⁾ Statistische Abhandlung über die Mängel der Regierungsverfassung in den geistl. Wahlstaaten. Augsburg 1784.

bälder gekommen oder, als sie kamen, in jeder Beziehung durchgegangen wären. Nichts ist falscher als die Behauptung, die sog. „geistige“ Säkularisation sei eine Ursache der politischen gewesen; wenn etwas die Beseitigung der geistlichen Staaten hätte aufhalten können, so wäre es eine reinlichere Scheidung zwischen Weltlichem und Geistlichem gewesen, die das Weltliche als weltlich behandelt, der Sphäre des Geistlichen entrückt und letzteres in seiner Reinheit dargestellt hätte.

Ganz unverständlich ist, wie man unserem frommen Fürsten schuld geben kann, er habe „die Gottesentfremdung in den höheren Volksschichten durch Volksmissionen für das gemeine Volk . . . ersetzen zu können“ gehofft.¹⁾ Gerade Franz Ludwig ließ als erster und einziger unter den Würzburger Fürstbischöfen eine Mission über die Pflichten der höheren Stände und für diese halten — durch F. Berg und G. Zirkel. Die Predigten fanden reichen Beifall und wurden auf Veranlassung des Bischofs gedruckt. Die Bewunderung auch seitens der protestantischen Kritik war so lebhaft, daß Meiners schrieb, solche Predigten könnten nur in Würzburg gehalten werden.²⁾ Ob man dies von den hiesigen Predigern aller Zeiten in demselben edlen Sinne rühmen kann?

II.

Keinfrüheres Zeitalter hatte sich so viel und so anhaltend mit dem Problem der Erziehung und des Unterrichts beschäftigt wie das der Aufklärung. Man hat sich vielfach darüber lustig gemacht und namentlich das viele Experimentieren getadelt. Dabei wurde aber zumeist vergessen, daß ein Zuviel in dieser Zeit durch ein viel bedenklicheres Zuwenig früherer Jahrzehnte verschuldet und daß eine durchgreifende Reform schlechthin unumgänglich war. Wie hätten sich sonst diese Bestrebungen allenthalben und auf allen Stufen des Unterrichts mit so elementarer Gewalt geltend machen können?

Der Volksschulunterricht lag unlegbar im argen. Adam Friedrich, hier besonders von dem nachmals so berühmten Michael Ignaz Schmidt, dem Geschichtschreiber der Deutschen beraten, der sich bereits durch eine Schrift über Katechetik reiches Lob und Verdienst erworben und Beziehungen mit dem schlesi-

¹⁾ Braun a. a. O. Vgl. S. 173, Anm. 1.

²⁾ Schwab S. 296.

schen Schulreformer Abt Felbiger zu Sagan angeknüpft hatte¹⁾, erkannte die Quellen des Übels: die mangelhafte Lehrerbildung. Die „Lehrer“ waren nicht selten unwissender als die Schüler, die von ihnen hätten unterrichtet werden sollen. So hat denn der Fürstbischof im Jahre 1771 ein Lehrerseminar errichtet, eines der ersten in deutschen Landen, wozu eine fromme Stiftung von 30 000 Gulden benutzt ward. Die innere Ausstattung bestritt der Gründer aus seiner Privatkasse. Später fügte er dem Fonds testamentarisch noch eine bedeutende Summe bei.²⁾ Den Gemeinden wurde, da sie „nicht soviel auf Wohlfahrt ihrer Kinder, als auf andere Nebenabsichten bedacht“ seien, das Recht, die Schulstellen zu besetzen, entzogen.³⁾ Im Jahre 1774 erging eine Ordnung für die Stadt- und Landschulen, welche die Schulzeit auf 6, im Fall einer schlechten Schlußprüfung auf 8 Jahre festsetzte. Im Religionsunterricht kam zu Glaubens- und Sittenlehre auch biblische Geschichte, zu den gewöhnlichen Lehrgegenständen der Volksschule auch Haushaltungskunst, Geographie, allgemeine Weltgeschichte und Musik. Die Anwendung des Stockes wurde beschränkt. Förderung der Selbsttätigkeit, des eigenen Nachdenkens in den Kindern, sobald und soweit es Alter und Verhältnisse gestatten, war Prinzip. Zur Durchführung der neuen Ordnung wurde eine Schulkommission ernannt, die freilich mit bedeutenden Schwierigkeiten und Vorurteilen zu kämpfen hatte.⁴⁾ Brachte ja der Gymnasial- und spätere Dogmatikprofessor an der Universität G. M. Bergold, der der Chef eines förmlichen Denunziationsbureaus war, noch im Jahre 1801 es fertig zu schreiben: „Gutdenkende (!) Männer sind froh, daß das Schullehrerseminar leer steht. Möchte es doch wenigstens zehn Jahre lang leer stehen!“⁵⁾ Einsichtsvolle Beurteiler sprachen sich freilich ganz anders aus. Der protestantische Professor J. M. Hassencamp aus Rinteln, der 1782 als Vertreter seiner Hochschule zum Würzburger Universitätsjubiläum gekommen war, erzählt, Franz Ludwig habe, „da die Protestanten vorzüglich gute Schuleinrichtungen hätten“, die Hoffnung ausgesprochen, von deren Abgesandten „mit nützlichen und zweckmäßigen Vorschlä-

¹⁾ Schwab S. 30.

²⁾ Vgl. Fr. Oberthür, Mich. Ign. Schmidts Lebensgeschichte (Hannover 1802), S. 71 ff. ³⁾ Schwab S. 32. ⁴⁾ Schwab S. 30f.

⁵⁾ Schwab S. 314.

gen unterstützt zu werden“, und fügt bei: Die Würzburger Schulinrichtungen „sind aber in der Tat schon so vortrefflich, daß wir wenig dabei zu erinnern, um desto mehr aber zu bewundern fanden. Wir pflegen über Erziehungsanstalten und Schulinrichtungen viel zu reden und zu schreiben, aber wenig zu tun; hier hingegen ist es gerade umgekehrt“. ¹⁾

Zu einer Reform der Mittelschule gab die Aufhebung des Jesuitenordens, in dessen Händen bis dahin der ganze mittlere und höhere Unterricht gelegen war, die unmittelbare Veranlassung. M. J. Schmidt sollte einen Plan für die lateinischen Schulen entwerfen; aber sein pädagogischer Eifer begnügte sich nicht, ein Stück aus der Mitte herauszugreifen, er arbeitete vielmehr einen vollständigen Lehrplan von der Volks- bis zur Hochschule aus. ²⁾ Das Gymnasium soll sich nicht auf den Unterricht in Religion, Latein und etwas Griechisch beschränken; es hat auch neuere Sprachen: Französisch und Deutsch, sodann Geschichte, Geographie, schöne Wissenschaften, Naturgeschichte, Arithmetik und Geometrie zu lehren. Das war ja ein schreiender Mißstand an dem jesuitischen Gymnasium gewesen, daß es trotz der energischen Aufforderung durch Fürstbischof Friedrich Karl v. Schönborn (1734) die deutsche Sprache beständig vernachlässigt, keine Kenntnis der vaterländischen Klassiker vermittelt, sondern diese systematisch vom Unterricht ausgeschlossen hatte, wodurch dem katholischen Volksteil die nationale Entwicklung fremd geblieben war. Natürlich gingen nun die neuen Männer gelegentlich ins entgegengesetzte Extrem, was den Anhängern des Alten erwünschten Anlaß zu deren Verdächtigung gab. Auch heute stimmt man ihnen bisweilen noch rückhaltlos zu. Allein die völlig grundlose Behauptung, die Aufklärung auch innerhalb der katholischen Kirche sei ihrem Wesen nach auf Bekämpfung des Supranaturalismus, auf Rationalismus ausgegangen

¹⁾ J. M. Hassencamp, Briefe eines Reisenden von Pymont, Cassel, Marburg u. Wilhelmsbad, Zweytes Paquet (Frankfurt u. Leipzig 1783), S. 121.

²⁾ Oberthür a. a. O. S. 103 ff. Der Lehrplan erschien Würzburg 1774 bei Gäbhard; Auszug bei Ch. Bönicke, Grundriß einer Gesch. von der Univ. zu Würzburg II (W. 1788), S. 224—264. Wenn der Plan auch nicht zur Ausführung kam, so bleibt er doch ein Denkmal der Gesinnung seines Urhebers und des Auftraggebers.

— eine Anschuldigung, welche man lächerlich nennen müßte, wenn sie nicht so empörend wäre —, wird kaum durch etwas schlagender widerlegt als durch den Schmidtschen Lehrplan. „Zur Pflege des religiösen Sinnes war täglicher Religionsunterricht, Besuch der heiligen Messe, alle 14 Tage für die unteren, alle 4 Wochen für die oberen Klassen Beichte und Kommunion vorgeschrieben; an Sonn- und Feiertagen sollte neben der gemeinsamen Predigt noch für jede Klasse nachmittags eine halbstündige Exhortation von dem Klassenlehrer gehalten werden.“¹⁾ Wo in der Welt tut denn der auf seine „Fortschritte“ so stolze Katholizismus von heute Ähnliches oder Größeres für den religiösen Unterricht? Im Vergleich zu jenen Forderungen sind unsere heutigen Mittelschulen, an denen man doch den genügenden Einfluß der Kirche auf Religionsunterricht und religiöse Betätigung nicht leugnen wird, die reinsten Freidenkerkulturen.

Ganz modern berührt uns, wenn A. J. Onymus als Direktor der Mittelschulen gymnastische Übungen als Erholung für die studierende Jugend eingeführt wissen will. Als man ihm ökonomische Bedenken wegen Herstellung von Übungsplätzen entgegenhielt, erwiderte er entschlossen: „Wie karg sind wir in unseren Tagen geworden! Die leidige Ökonomie engt alles zu Getreide- und Futterbau ein. Allein der Mensch will nicht bloß leben, er will auch fröhlich sein. Erhaltet eure Bürger bei frohem Mut, wieviel habt ihr dann für ihre Sittlichkeit gewonnen!“²⁾ Es brauchte ein halbes Jahrhundert und viele kleinliche Kämpfe, bis man zu dieser Einsicht kam; heute hat die Bewegung bereits zum Übermaß geführt. Dagegen wurde 1788 und sogar noch später das Baden im Maine ganz allgemein verboten, weil dabei Gefahr sei und „die gute Sitte und Anständigkeit äußerst beleidigt“ werde.³⁾ Auch des Professors N. Steinacher Ansichten über höhere Mädchenbildung sind recht modern. Dieser geistliche Rat und Direktor der Mittelschulen, der eine Geschichte der Philosophie herausgegeben hat (1774), vermag nicht einzusehen, „warum es z. B. einem Frauenzimmer unanständ-

¹⁾ Schwab S. 30.

²⁾ Öffentliche Rechenschaft des würzburgischen Schuldirektors [Onymus] über seine Amtsführung, in Feders Magazin für Beförderung des Schulwesens Band I, Heft 4 (Würzb. 1792), S. 1 ff.

³⁾ Schwab S. 90.

dig sein soll, sich mit so gründlichen Stücken aus der Gelehrsamkeit zu unterhalten: denken und reden zu lernen“. Bei den Griechen sei die Philosophie gemeinnütziger gewesen, da habe auch das weibliche Geschlecht den philosophischen Vorträgen anwohnen können. Gründliche Bücher seien jedenfalls besser in den Händen der Frauen als schlüpfrige Romane. „Deshalb vermissen sie weder ihren Spinnrocken, weder entziehen sie sich ihren häuslichen Geschäften. Wir wollen nur das Schickliche und die Erlaubnis, nicht eine Schuldigkeit verteidigen.“¹⁾

Unter den unverhältnismäßig zahlreichen gelehrten Zeitschriften, welche während der Aufklärungszeit in Würzburg und seiner Nachbarschaft erschienen, waren auch mehrere ausschließlich für Pädagogik und Schulwesen. Sie beleuchten allein schon das lebhafteste Interesse, welches man hier den Fragen der Erziehung entgegenbrachte. Das war nicht nur im Geschmacke des pädagogischen Jahrhunderts, sondern speziell nach dem Sinn Franz Ludwigs, der schon als kaiserlicher Kommissär am Reichskammergericht zu Wetzlar sich aus den besten Schriftstellern Sammlungen über Armenanstalten und über Verbesserung des Volksschulwesens angelegt hatte.²⁾

Es ist unbegreiflich, wie man einem Mann von der Volksfreundlichkeit und Umsicht dieses Fürsten vorwerfen kann, er habe wissenschaftliche Bildung zum Privilegium der Geld- und Geburtsaristokratie gemacht.³⁾ Um so sprechen zu können, muß man nichts wissen von den ein Jahrhundert hindurch immer wiederholten Klagen über das geistige und geistliche Proletariat. Um von Bayern und Österreich zu schweigen⁴⁾, sei nur an die Anordnungen erinnert, die in Würzburg zur Abwendung jenes Übels als notwendig empfunden wurden. Nachdem bereits Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn im Jahre 1720 eine dahingehende Weisung gegeben hatte⁵⁾ — wobei er an ähnliche von 1690 und 1693 erinnert —, hat sein Bruder

¹⁾ Schwab S. 28f., vgl. S. 88ff. ²⁾ Bernhard, Erthal S. 96.

³⁾ Braun; momentan kann ich die Stelle nicht wiederfinden.

⁴⁾ Vgl. darüber z. B. die Äußerungen J. A. v. Ickstatt bei Kluckhohn, Der Freiherr von Ickstatt (München 1869), S. 23, 41, 43; Ockel, Mitteil. der Gesellsch. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgesch. X (1900), S. 91ff.

⁵⁾ Verordnung vom 7. Mai 1720 bei Wegele, Gesch. der Universität Würzburg II, S. 318.

und zweiter Nachfolger, Friedrich Karl, 14 Jahre später bestimmt, „daß nur diejenige (zu den Schulen) zugelassen werden, von welchen in der Folg nutzliche Diensten für das Vatterland zu erhoffen seynd“; dagegen seien fernzuhalten nicht nur „ohnvermöglige und arme Ausländer, welche sich nur zu anderer Belästigung mit Betteln ernähren, und was sonst denley Gattungen untüchtiger Leuthen seyn mögen“, sondern auch „Kinder deren ohnbemittelten Bürgeren und Bauern, wofern sie nicht von einer sonderbar fürtrefflichen Fähigkeit wären . . . , inmaßen dieselben meistens dem gemeinen Weesen nur beschwehrlich seynd und ihren Eltern sowohl als sich selbst durch schädliche Auffwendung vergeblicher Kosten das Verderben zubereiten, hingegen durch den Feldbaw, durch Handwercke und andere nahrsame Gewerbschaften . . . sich weit besser helfen und bequämer fortbringen“.¹) Sind das nicht ganz verständige Grundsätze? Längst waren durch unbesonnene Weitherzigkeit Elemente zum Studium zugelassen worden, die mangels genügenden Talentes oder äußerer Mittel nur die Zahl jener gescheiterten, unglücklichen Existenzen vermehrten, die bettelnd die Lande durchzogen und zur schlimmsten Landplage geworden waren.²) Wo weder eine ausreichende Begabung noch Vermögen vorhanden ist, da ist es geradezu Sünde, zum Studium zu veranlassen oder zu verhelfen, weil der Schiffbruch unvermeidlich und der Schaden gar nie wieder gut zu machen ist. Die solchen Mißständen vorbauende Verordnung Franz Ludwigs war darum eine höchst heilsame Maßregel, durch die er sich den Anspruch auf die Dankbarkeit aller Einsichtigen erwarb. Für solche Elemente war eine gute Volksschule der einzig richtige Weg zu der ihnen nötigen Schulung, und gerade die Volksschule hatte sich ja der besonderen Aufmerksamkeit des klugen Regenten zu erfreuen.

Im Gegensatz zu heute, wo die theologischen Fakultäten nur noch in den Vorlesungsverzeichnissen voranstehen und bei öffentlichen Aufzügen vorangehen, sonst aber wenig zu bedeuten haben, beherrschten sie einstmals die Hochschulen und gaben diesen ihr Gepräge. So auch in Würzburg. Die Jesuiten hatten nicht nur die

¹) Studienordnung vom 21. Juli 1734, bei Wegele II, S. 359f.

²) S. o. S. 169.

ganze theologische Fakultät inne, sondern besetzten auch die Lehrstühle der philosophischen und teilweise sogar der juristischen Fakultät. Aber im Verlaufe des 18. Jahrhunderts war die katholische Theologie auf den Universitäten weit von ihrer einstmaligen Höhe herabgesunken. In Würzburg zwar hat sie noch kurz vor Aufhebung des Jesuitenordens eine höchst achtungswerte Leistung hervorgebracht, die berühmte *Theologia Wirceburgensis*. Allein weit mehr, als die Verfasser und ihre Lobredner sich selbst und anderen zugestehen mochten, hatte hier der Zeitgeist mitgearbeitet, indem die Ausstellungen an der alten Methode und die Anregungen zu einer zeitgemäßen Weiterentwicklung vielfach berücksichtigt sind. Gleichwohl blieb auch so noch manches an dem Werke zu bemängeln. Nach der Katastrophe des Jahres 1773 traten Männer der neuen Richtung neben die Vertreter der alten in die Fakultät; wenn die ersteren und ihre Freunde vieles an der Methode der letzteren auszusetzen fanden, so wurden sie dafür von den Anhängern des Alten in ihrer Orthodoxie angefochten. Kann man diese Beschuldigung nicht selten als zutreffend gelten lassen, so vermag anderseits nur blinde Parteilichkeit zu leugnen, daß der jesuitische Studienbetrieb die biblische und historische Theologie zugunsten der scholastischen gröblich vernachlässigt habe. Welche Begriffe von theologischer Methode unter den Verfechtern des alten Systems herrschten, zeigt in amüsanter Weise der Antrag eines Anonymus — Schwab vermutet darunter den schon genannten Bergold —, man solle im dogmatischen Unterricht einfach den römischen Katechismus erklären, weil ja doch die meisten Theologiestudierenden mittelmäßige Köpfe seien.¹⁾ Der Verfasser dieser „Verbesserungsvorschläge“ ging bei seinem letzteren Urteile wohl von sich aus; denn Schwab weist ihm nach, daß er nicht einmal das ABC der Scholastik kannte.²⁾ Hätte man seiner Anregung entsprochen, so wäre der Unterschied zwischen dem Betrieb in einer tüchtigen Volksschule und dem an der Hochschule auf ein Minimum herabgedrückt worden.

Auch in anderen Fakultäten konnte man nicht eben von einer Blütezeit der Universität unter der Herrschaft der Jesuiten im 18. Jahrhundert reden, da gerade die bedeutendsten Gelehrten sich

¹⁾ Schwab S. 273.

²⁾ Schwab S. 269f.

der jesuitischen Überwachung und Verdächtigung zu erwehren hatten. So vertrat der berühmte Kanonist Joh. Kaspar Barthel, ein Schüler Prosper Lambertinis (Benedikt XIV), zugleich aber durch das Studium De Marcas, Van Espens und J. H. Böhmers wie durch seinen Umgang mit Ickstatt und Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn gebildet, in der Frage der kirchlichen Verfassung einen Standpunkt, der sich von dem der Jesuiten ziemlich weit entfernte. Dafür wurde er in Rom denunziert, wußte aber durch ein Schreiben an seinen Lehrer (Benedikt XIV) sich zu rechtfertigen (1751). Mit „spanischen Metaphysikationen“ (der Jesuiten) könne er sich freilich nicht abgeben, sein Kirchenrecht halte sich an die realen Faktoren, die Konkordate usw.¹⁾ Der gelehrte Papst beruhigte sich bei der Erklärung seines damals bereits hochgefeierten Schülers. Um dieselbe Zeit ging auch der Kampf gegen Barthels Freund los, den inzwischen nach Ingolstadt berufenen Ickstatt, der von den dortigen Jesuiten verdächtigt wurde²⁾, und den modernster Parteigeist abzutun glaubt, wenn er ihn als „giftigen Jesuitenfeind“ bezeichnet, obwohl der Angegriffene sich rühmen durfte, er könne allstündlich durch mehr denn 60 eigenhändige Briefe von den vornehmsten deutschen Erzbischöfen und Bischöfen „seine untadelhafte Aufführung“ in seinem 14 Jahre lang bekleideten Lehramt und seine Orthodoxie beweisen³⁾, und einen Brief von Benedikt XIV abdrucken konnte, der ihn zur Bekämpfung von Mißbräuchen im Katholizismus ermunterte.⁴⁾ Aus der Rückständigkeit des unter jesuitischer Bevormundung verkümmerten juristischen Unterrichts an katholischen Universitäten erklärt es Ickstatt, daß „vornehme Standespersonen ihre Söhne haufenweise nacher Leyden, Leipzig, Hall(e), Göttingen, Straßburg und andern akatholischen Universitäten“ schicken, und die dort Gebildeten „in Staats- und schweren Landesangelegenheiten fast die einzigen sind, deren ein Landesfürst sich mit Nutzen gebrauchen

¹⁾ Die Verteidigungsschrift veröffentlicht von A. Ruland in der Zeitschr. Chilianeum I (Würzburg 1862), S. 495—505. Vgl. Schwab S. 18, 20.

²⁾ Seine Rechtfertigung hiegegen an den Kurfürsten Maximilian Josef III bei Kluckhohn S. 46—57.

³⁾ Kluckhohn S. 15, 36.

⁴⁾ Ickstatt, Opusc. iurid. II (1759), S. 498 ff. Auch einen freundlichen Brief von Kardinal Archinto teilte er mit.

kann“.¹⁾ Franz Ludwig wollte diesem Übelstand an seiner Universität abhelfen und sandte zu diesem Zwecke talentvolle junge Männer an auswärtige Hochschulen und Institute, besonders nach Göttingen²⁾, um sie zu tüchtigen Lehrern an der heimischen Universität auszubilden. Auch hervorragende Größen von auswärts wurden durch ihn wie schon durch Friedrich Karl v. Schönborn nach Würzburg berufen. Zur Hebung der medizinischen Fakultät und des naturwissenschaftlichen Unterrichts geschah ebenfalls viel. So war u. a. bereits von Fürstbischof Adam Friedrich v. Seinsheim der nachmals so berühmte C. C. v. Siebold 1763 auf öffentliche Kosten nach Holland, Frankreich und England geschickt worden, um 1769 eine tiefeingreifende Wirksamkeit als Anatom und Chirurg zu eröffnen. Franz Ludwig setzte das Werk seines Vorgängers fort, indem er Gebäude und Institute für Anatomie, Botanik und Chemie erstellte und so einen wirklich wissenschaftlichen Betrieb ermöglichte. Nicht zum wenigsten machte er sich durch Vergrößerung und Verbesserung des Juliusspitals verdient.

Zu keiner Zeit vielleicht weist der Personalbestand unserer Hochschule eine solche Anzahl von glänzenden oder wenigstens geachteten Namen auf wie damals. Außer dem Mediziner Siebold sei nur erinnert an die beiden letzten Vertreter der alten Jesuitenschule, Th. Holzklau und Th. Grebner, namentlich aber an Franz Oberthür, M. J. Schmidt, an den alle überragenden Franz Berg, an Onymus u. a. Wie teuer dem Großneffen des Fürstbischofs Julius seine Universität war, zeigte er bei der glanzvollen Feier ihres 200jährigen Jubiläums, zu dem der sonst so sparsame Fürst Einladungen in alle Welt ergehen ließ und eine für jene Zeit sehr hohe Summe opferte. Da fühlte er sich als Verwandter des erlauchten Stifters.

III.

Während die Verdienste, welche sich die Aufklärung um die soziale Wohlfahrt, um Schule und Erziehung in Würzburg erworben hat, größtenteils anerkannt sind, verhält es sich anders mit ihren Maßnahmen auf kirchlichem Gebiete. Ohne in die Irrgärten theologischer Kontroversen uns zu verlieren, müssen wir wenigstens auf einige Punkte eingehen; denn die Zeit, da der Historiker

¹⁾ Kluckhohn S. 51 f.

²⁾ Das bezeugt z. B. Meiners.

eine Ehre darcin setzen konnte, um die theologisch-kirchliche Seite der Kultur sich nicht zu kümmern, und ein Verständnis der letzteren auch ohne jene vermitteln zu können vermeinte, gehört glücklicherweise der Vergangenheit an. Das auch heute noch, wenigstens auf katholischer Seite, oft wiederholte absprechende Urteil über die kirchliche Aufklärung können wir nur daraus verstehen, daß die neue Richtung eine heftige Gegnerin hatte in der alten, von ihr bekämpften und zeitweilig fast ganz verdrängten. Von beiden Schulen hat keine an der andern etwas Gutes gelassen. Die Aufklärer sind mit der allerdings stark verknöcherten Spätscholastik und ihren Vertretern nicht glimpflich umgegangen. Als dann infolge der französischen Revolution, an der man seitens der Alten die Schuld ohne weiteres der Aufklärung zuschob — und die deutsche war doch gewiß daran unschuldig —, die alte Richtung wieder Oberwasser gewann, da zahlte sie ihrer Gegnerin mit Wucherzinsen heim. Freilich ließ Franz Ludwig, der selbst prüfte, im Gegensatz zu seinen geistig tief unter ihm stehenden Kollegen von Augsburg, von diesem Urteil sich nicht beirren. Aber diese Gerechtigkeit ward nur der Anlaß, daß auch er sein Teil mit den „Gottlosen“ bekam und als ihr Gesinnungsgenosse verdächtigt wurde.

Nun wäre es ebenso parteiisch wie töricht, all die zahlreichen Fehler, alle überstürzten und verkehrten Maßregeln der Aufklärung in Schutz nehmen oder beschönigen zu wollen. Es darf aber daran erinnert werden, daß es bei einem Umschwunge, wie er sich damals vollzog und vollziehen mußte, niemals ohne Übertreibungen und Gewalttätigkeiten abgeht, und man darf nicht tun, als ob bloß die Aufklärung sich solcher schuldig gemacht hätte. Gewiß sind ferner manche Abgeschmacktheiten und Plattheiten z. B. in den Gesang- und Erbauungsbüchern der Zeit für uns ungenießbar. So wenn ein Missionslied 1785 den Gläubigen klagen läßt:

„Wie unzulänglich — ach, wie schwach
Sind in mir die Begriffe,
Die ich vom Glauben hab‘.“

oder:

„Ja, ja, o Vater, mein Verstand
Der muß berichtigt werden.“¹⁾

¹⁾ Schwab S. 285.

Allein stehen die Proben, die Schwab aus dem jesuitischen „Gesangbüchlein“ des 17. Jahrhunderts beibringt — teils geschmackloses, dem Volk unverständliches Gemengsel von Deutsch und Latein, teils widerlich süßliche Reimereien, teils sinnlich realistische Schilderungen¹⁾ — an poetischem und religiösem Gehalt irgendwie über jenen Produkten der Aufklärungszeit? Gleichviel, so war es und ist es vielfach noch heute: am Alten war alles gut, am Neuen alles schlecht. Nicht nur das wirklich Verfehlt und Schlimme, auch das zweifellos Gute, das die Aufklärung schuf und weil sie es schuf, wurde getadelt. Und doch dürfte seine Güte schon dadurch erwiesen sein, daß die heutige, auf ihre Exemplarität so stolze Kirchlichkeit es beibehalten hat. Die Jesuiten und Exjesuiten sahen zu leicht jedes Abgehen von ihrer alten theologischen und philosophischen Methode, von ihren Frömmigkeitsübungen usw. als Verbrechen gegen die Religion an, indem sie Theologie mit Glauben, die Religion mit ihrer äußeren Betätigung tatsächlich gleichsetzten. Dabei hatten sie das Volk um so sicherer stets auf ihrer Seite, wenn sie die Religion in Gefahr erklärten, als der einfache Mann, geschweige die Frauen, zwischen Inhalt und Form natürlich nicht zu unterscheiden vermochte. So hat die Reduktion der Feiertage, die doch auf Genehmigung und Anordnung des Papstes hin hauptsächlich aus ökonomisch-sozialen, aber auch aus moralischen Gründen (in Würzburg von Adam Friedrich v. Seinsheim) durchgeführt wurde, eine große Unzufriedenheit verursacht, in manchen Diözesen sogar zu aktivem Widerstande geführt, dem gegenüber die Opposition gegen eine ähnliche Maßregel in unseren Tagen ein Kinderspiel war. Auch die Zusammenlegung der vorher sehr zahlreichen Kirchweihen auf einen Tag (1764), lediglich im Interesse der Sittlichkeit und Sparsamkeit vorgenommen, machte sehr böses Blut, nicht nur bei den Wirten, denen damit eine ergiebige Einnahmequelle versiegte, sondern auch bei ihren fleißigeren Gästen. Von ihnen wurden die Frommen beiderlei Geschlechts für die Agitation gegen solche Schmälerung der „Andacht“ gewonnen. Und was das Seltsamste ist: noch im Jahre 1865 rechnete ein Mainzer Seminarprofessor diese Verfügung, eine der segensreichsten, selbst von unserer eifrigsten Kirchlichkeit nicht

¹⁾ Schwab S. 55ff.

aufgehobenen Maßregeln der Aufklärungsära, zu den „traurigen Zeichen der Zeit“¹⁾ Nicht anders erging es später dem von Franz Ludwig aus ähnlichen Gründen erlassenen Verbot von Wallfahrten, bei denen man auswärts übernachtete. Der kluge Fürst ließ sich aber dadurch weder beirren noch aufregen. „Wir kennen die Macht der Vorurteile, zumal solcher, wozu die Macht der Dummheit einen Anstrich von der Religion entlehnen kann, zu gut“, erklärte er am 28. Februar 1785.²⁾ Es ist kein Zweifel, daß gerade im Interesse der Religion solche Maßregeln notwendig waren, und daß die Würzburger Bischöfe durch sie ihre Frömmigkeit betätigten; für den unbefangenen Beurteiler ist der entgegengesetzte Vorwurf direkt unverständlich.

Die schwerste Anklage, die gegen Franz Ludwig erhoben wurde, betrifft sein Verhalten gegenüber der Landeshochschule, speziell der theologischen Fakultät. „Der Bischof stellte die erklärten Lehrer des Unglaubens an, beschützte sie und rühmte sich derselben . . . Er rief die Männer, von denen er wußte, daß sie falschen Samen führten, und ließ sie gewähren . . . Franz Ludwig hat allerdings mancherlei für die Diözese getan und hat es gut gemeint; aber das Eine und Erste, das wirklich und am ersten Nötige, den Glauben zu schützen, das hat er nicht getan.“³⁾ So lauten die Vorwürfe. In ihrer Allgemeinheit sind sie geradezu eine Verleumdung, und es wäre, konnte man nicht die Macht der Vorurteile und gewisser „Autoritäten“, geradezu unbegreiflich, wie man angesichts der von Schwab und anderen dargelegten Tatsachen, ohne auch nur den leisesten Versuch zu deren Widerlegung, solche Anklagen erheben kann. Einen Lehrer der Theologie, den Franz Ludwig für ungläubig hielt, hat er niemals angestellt. Nun hat man mit einem anderen Kraftwort sich geholfen und erklärt, er sei „geradezu stockblind“ gewesen.⁴⁾ Zweifellos wäre der angeblich stockblinde Mann von derselben Seite als sehr scharfsichtig gerühmt worden, wenn er die egoistischen Beweggründe der Verlästerer der neuen Richtung nicht durchschaut hätte. Tatsache ist, daß durch die An-

¹⁾ H. Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im kath. Deutschland (Mainz 1865), S. 104.

²⁾ Schwab S. 109.

³⁾ Braun II, S. 255.

⁴⁾ J. B. Sägmüller, Wissenschaft u. Glaube in der kirchl. Aufklärung (Essen 1910), S. 62.

hänger des verknöcherten Scholastizismus mancher Mann der neuen Schule schon darum als ungläubig verleumdet wurde, weil er ihnen entgegen war. Der Bischof kannte diese Vögel am Gesange, und als eine neue — natürlich wiederum anonyme — Denunziation einlief, antwortete er am 26. September 1793, „daß man jetzt, da die Philosophen eines benachbarten Reiches nicht allein die Staatsverfassung, sondern auch das meiste der positiven Staatsreligion um- und weggeworfen haben, von diesem Mißbrauche der Philosophie und Aufklärung auf die Notwendigkeit schließe, Philosophie und Aufklärung gänzlich zu verbannen“. Und er fährt fort: „So unrichtig dieser Schluß an sich selbst ist, da er von einem Extreme zum andern führt, soviel Blendendes hat er jetzt, da man sich einbildet, alles, was den Menschen lieb ist, werde unverrückt in seinem Geleise bleiben, wenn man den Geisteskräften der Menschen die Fesseln anlege, in welchen sie sich noch vor 20—30 Jahren befanden. Ich denke aber, die Widerlegung dieses Schlusses sei in den Umständen, in denen ich rede, eine vergebliche Sache. Unbemerkt kann ich aber nicht lassen, daß manche Leute hinter diesem Schluß eben nicht die reinsten Absichten verborgen halten. Indes sie gegen die Liberalität unserer Zeiten deklamieren, halten sie den älteren Zeiten, ihren Kenntnissen und Vorurteilen und manchmal ihren Leidenschaften eine Apologie und wännen mit Einführung des alten Köhlerglaubens und der alten Furcht vor Inquisition nicht sowohl die Religion, als vielmehr sich selbst wieder mehr emporheben zu können. Gegen diese Leute und ihren Plan muß man aufmerksam sein und sich hüten, unter dem blendenden Namen eines Eiferers für die Religion als Werkzeug ihrer Leidenschaften und vorzüglich ihrer Herrschsucht gebraucht zu werden.“¹⁾ Das war deutlich gesprochen und trug nicht dazu bei, den Bischof zum Liebling der Reaktionäre zu machen. Allein Franz Ludwig erfüllte nur seine Pflicht, wenn er seine Professoren gegen die Angriffe schleichender Denunzianten schützte; hätte er diesen ohne weiteres geglaubt, so wären seine herben Kritiker wohl seine Lobredner, er aber seinem Berufe untreu geworden. Er sah zuviel Menschliches, allzu Menschliches auch bei den Anklägern, darum machte auch „frömmelndes aber kurzsichtiges Aufmutzen von Religionsgefahr,

¹⁾ Schwab S. 275 f

Revolution u. dgl.“¹⁾ keinen Eindruck auf ihn. Daneben hat er aber mit aller Schärfe erklärt, er werde es nicht geschehen lassen, „daß entschiedene Religionswahrheiten angefochten, verunstaltet, durch dreiste und schiefe Auslegungen untergraben oder wegvernünftelt werden“.²⁾ Wenn er meinte, daß der eine oder andere seiner Professoren dies dennoch versuche, so hat er ihm — z. B. einem Oberthür, Berg u. a. — sehr ernstliche Vorstellungen gemacht; aber ungehört verurteilen konnte er sie bei der Verdächtigungssucht ihrer Gegner nicht. Allerdings stand Berg gewiß nicht mehr auf dem Boden des Katholizismus. Aber war er ein „erklärter Lehrer des Unglaubens“? Davon konnte um so weniger die Rede sein, als er nicht nur in seinen Vorlesungen zurückhaltend war, sondern auch die allgemeinen priesterlichen Funktionen vollzog und Messe las, ja sogar theophorische Prozessionen anführte. Franz Ludwig konnte also von diesem Unglauben nichts wissen, und wer ihn darum „stockblind“ nennt, weil er nicht den Einblick in die geheimen Papiere des Gelehrten hatte, wie er uns seit Schwabs trefflicher Monographie gestattet ist, der mag alles haben, aber es fehlen ihm die elementarsten Voraussetzungen für einen Historiker.

Eine ebenso wohlfeile Weisheit ist es, wenn man sich über einen Zeitgenossen Kants erhaben fühlt, seine Intelligenz oder seine Gläubigkeit bezweifelt, weil er die Unvereinbarkeit der Philosophie des Protestanten mit dem katholischen Dogma nicht erkannte oder nicht anschlug. Aber lag nicht etwa ein geschichtliches Beispiel dafür vor, daß die Philosophie eines Heiden nach anfänglichem heftigen Sträuben als Stütze des kirchlichen Dogmas adoptiert und empfohlen worden war? Was beim Heiden möglich war, konnte doch bei einem im Christentum herangereiften Philosophen nicht als unmöglich gelten. Wie viele katholische Denker haben in der Tat im Systeme Kants das rettende Bollwerk für die Theologie ihrer Kirche zu finden geglaubt! Und umgekehrt: wenn Berg, wenn J. A. Weishaupt, der vielgeschmähte Stifter des Illuminatenordens, entschiedene Gegner Kants waren, sind sie darum etwa gute Katholiken gewesen? Es zeugt nur für die optimistische Gläubigkeit und den apologetischen Eifer unseres Bischofs, wenn er die Schriften des Königsberger Philosophen selbst studierte und den Benediktiner Matern Reuß

¹⁾ Schwab S. 280.

²⁾ Schwab a. a. O.

zu diesem sandte, um im persönlichen Verkehr sich weiter in dessen Verständnis einführen zu lassen und nachher dieses auch seinen Würzburger Hörern zu vermitteln.

Franz Ludwig war ein Mann von exemplarischer Frömmigkeit und geradezu mönchischer Strenge. Er konnte sich nicht entschließen, weder im Leben noch in der Lehre einen Abstrich geschehen zu lassen. Hart gegen sich selbst, ist er auch ein Feind aller Verweichlichung und Entsittlichung, namentlich bei der Jugend. Über die sittlichen Zustände unter der Würzburger Studentenschaft hatte er so ungünstige Berichte erhalten, daß er gleich nach seinem Regierungsantritt geistliche Übungen für die akademische Jugend anordnete.¹⁾ Einige Jahre später (1783) hielt er persönlich die Exerzitien für seine Seminaristen, die er überhaupt persönlich kennen zu lernen und für eine ideale Auffassung des Priestertums zu begeistern suchte.²⁾ Welcher von seinen „kirchlichen“ Vorgängern hat ihm das vorgemacht? Fremde wie Einheimische waren gerührt von der ungeheuchelten, tiefinnerlichen Frömmigkeit des Fürsten. Johannes v. Müller hat es „nur dem eifrigen Gebete des frommen Bischofs von Würzburg“ zugeschrieben, daß 1792 Custine nicht weiter in Deutschland vorrückte.³⁾

Mit dieser Frömmigkeit scheint manchen Franz Ludwigs Stellung zum römischen Stuhle nicht wohl vereinbar. Aber diese Meinung ist nur bei völliger Verkennung der damals herrschenden Anschauungen und bei unhistorischer Verwechslung derselben mit den heutigen — die in einer bestimmten Schule freilich immer bestanden — möglich und verständlich. Die Frömmigkeit nach der Auffassung vom Umfang der römischen Primatialrechte schätzen, heißt einen Maßstab anlegen, der erst spät in der Kirche aufkam. Was würde bei Anwendung dieses Gradmessers für die Frömmigkeit eines hl. Cyprian folgen? Wenn übrigens der Bruder des Mainzer Erzbischofs allen die Nuntiaturstreitigkeiten und den Emser Kongreß behandelnden Schriften die Druckerlaubnis versagte, so hatte das mehr einen politischen Grund. „Wären Schriften für den Emser Kongreß und gegen die Nuntien erschienen, so hätte ich die Zudringlichkeit des römischen Hofes und der Nuntien nicht vermei-

¹⁾ Bernhard S. 141; Schwab S. 88.

²⁾ Schwab S. 101 ff.

³⁾ Joh. v. Müller, Werke V, S. 416, bei Schwab S. 77.

den können“, erklärte der Fürst; im andern Falle hätten ihm die Erzbischöfe Schwierigkeiten gemacht. „Ich blieb bei diesen Angelegenheiten ruhig, und meine Lande blieben es auch.“¹⁾ Daß die Schrift „Bemerkungen über das Resultat des Emser Kongresses, mit deutscher Freimüthigkeit entworfen, Athen (Bamberg) 1787“ von dem Bamberger Kanonisten Joh. Schott und nach Grundgedanken von Franz Ludwig geschrieben sei²⁾, ist nicht sicher. Aber selbst wenn es sicher wäre, ließe es sich nicht gegen den geistlichen Fürsten ausnützen. Denn einerseits weiß man, und dieser selbst wußte es auch, daß bis ins hohe Mittelalter die Bischöfe eine ganz andere Selbständigkeit genossen hatten als seitdem; andererseits hatte man damals eine viel höhere Meinung von den Wirkungen Pseudoisidors, und endlich läßt sich auch nicht leugnen und wird immer mehr offenbar, daß die von den Nuntien geübte außerordentliche Jurisdiktion zu oftmaligen und ärgerlichen Störungen der ordentlichen, bischöflichen führte.

Auch das Urteil des Würzburger Bischofs über den römischen Index und seine verpflichtende Kraft mag nach den heute herrschenden Anschauungen nicht in den Begriff eines „kirchlichen“ Prälaten passen. Ab initio, und sicher im 18. Jahrhundert, non fuit sic. Wenn Franz Ludwig sagt, das Verbot, protestantische Schriften zu lesen, passe wohl für italienische, aber nicht für unsere deutschen Zustände; nur ein Phantast oder Ignorant könne behaupten, daß unter Protestanten weniger ausgezeichnete Köpfe oder wissenschaftlich verdiente Männer sich befinden; wenn er die Überzeugung ausspricht, alle protestantischen Bücher lassen sich ohne Nachteil für die Wissenschaft nicht verbieten, es grenze beinahe an moralische Unmöglichkeit, sie aus dem Umlauf bringen zu wollen: so vertritt er damit einen Standpunkt, der in Deutschland von jeher von den erleuchtetsten und durchaus kirchentreuen Männern eingenommen wurde. Der Drang nach Erkenntnis und der Freiheitssinn, meint der welt- und seelenkundige Bischof weiter, könne durch scharfe Zwangsmittel oder Gewalt schlechterdings nicht zu-

¹⁾ Schwab S. 109.

²⁾ „Nach der Versicherung eines entschiedenen Schülers von Möhler“ berichtet dies Bernhard S. 185. Über Schott u. Franz Ludwigs Verhältnis zu ihm vgl. Schwab S. 282f. Diese Angabe würde zu jener stimmen.

rückgehalten werden, welcher vielmehr, „aufgehalten auf der einen Seite, auf der andern einen desto gefährlicheren Gang nimmt, sich in geheimen Gesellschaften dem Auge des Staates und der Kirche entzieht, und statt daß er durch kluge Leitung noch zum Guten gelenkt werden könnte, im geheimen gefährlich wird“. ¹⁾ So hören wir denn nicht nur, daß der Würzburger Moralist Ant. Jos. Roßhirt († 1795) es problematisch ließ, ob das kirchliche Gesetz *de non legendis libris haereticorum* in der Diözese Würzburg verpflichte oder nicht ²⁾; die Frage über Verbindlichkeit des Index wurde ganz allgemein verneint u. a. von dem Josefiner Pietro Tamburini, und der Augustiner Engelbert Klüpfel stimmt diesem ziemlich rückhaltlos zu. ³⁾ Über eine damit in Einklang stehende Praxis wird in vielen Diözesen zu jener Zeit berichtet, und gegen Sailer war bekanntlich ein Hauptklagepunkt die Empfehlung verbotener Bücher. ⁴⁾ Von eifrigen Lehrern und Vorständen wurde auch energisch gegen solchen Laxismus eingeschritten. Von der Universität Würzburg war — natürlich in jesuitischer Zeit — ein Student relegiert worden, weil man ihn bei der Lektüre von Geßners Idyllen ertappt hatte ⁵⁾, und dem frommen Regens Lumpert war es vorbehalten, in M. Claudius' Schriften „verliebte, schmutzige Stellen“ zu entdecken. ⁶⁾ Um so mehr muß es überraschen, daß die Jesuiten und ihre Anhänger, welche so sorgsam über Beobachtung des Index und der Indexregeln durch andere wachten, für sich selbst dank ihrem Probabilismus ohne Schwierigkeit einen Ausweg fanden. Der dem Jesuitenorden sehr wohlwollende Wiener Fürsterzbischof und nachmalige Kardinal Migazzi klagt im Jahre 1761, die Jesuiten hätten die *Histoire du peuple de Dieu* ihres Ordensgenossen

¹⁾ Schwab S. 278.

²⁾ Laut der anonymen Denunziation, welche Schwab S. 273 wiedergibt.

³⁾ Bei der Besprechung der *Praelectiones* von Tamburini in der *Nova bibliotheca Friburgensis* VII, 3 (Ulm 1790), S. 69: *Sunt huius congregationis (des Index) iudicia mere doctrinalia, velut alicuius facultatis theologicae, quin habeant vim legis.* Das folge ebenso aus der Zusammensetzung wie aus dem keineswegs immer einwandfreien Verfahren dieser Kongregation.

⁴⁾ R. Stölzle, J. M. Sailer, seine Maßregelung an der Akademie zu Dillingen (Kempten 1910), S. 55 ff.

⁵⁾ [Ruland? od. Stamminger?] im *Chilianeum* N. F. II (Würzburg 1869), S. 71.

⁶⁾ Stölzle S. 57.

Berruyer, obwohl sie durch zwei Päpste in eigenen Schreiben aufs schärfste verboten war¹⁾, „neuerdings in Neapel zum Druck befördert und sogar hier in Wien jungen Leuten und verschiedenen anderen Personen . . . eingeraten“.²⁾ Ein ähnlicher Widerspruch zwischen Theorie und Praxis wurde in dem Verhalten zu der durch Rom verurteilten Predigt des Augsburger Jesuiten Franz Neumayr über den Probabilismus beobachtet.³⁾ Wenn man einem Sailer und seiner Schule die Lektüre und Empfehlung deutscher Klassiker so verübeln konnte, daß sie als ein Grund zur Absetzung galt, welches Rechtsgefühl gehört dazu, um in demselben Tun einen Ruhmes-titel der späteren Jesuitenschulen zu finden?⁴⁾ Man sollte meinen, was dem einen recht ist und zum Ruhme angerechnet wird, sei dem andern billig. Ein kritisches Verhalten auch gegenüber römischen Anordnungen lag im Geiste der Zeit, die gegen eine Überspannung des Auktoritätsprinzips durch eine bestimmte Richtung auch eine Kritik päpstlicher Maßregeln für erlaubt und notwendig erklärte und den Satz betonte, der Papst sei um der Kirche willen da, nicht umgekehrt. Sie mißtraute nicht ohne Grund jenen, die ihren Vorteil darin fanden, die ferne päpstliche Macht möglichst zu erhöhen auf Kosten der nahen, unbequemen bischöflichen, von der sie sich gern emanzipierten. Die üblen Folgen der Exemtion von der bi-

¹⁾ Vgl. darüber jetzt J. Hilgers S. J., Die Bücherverbote in Papst-briefen (Freib. 1907), S. 62f.

²⁾ R. Kink, Gesch. der Univ. Wien I, 1 (Wien 1854), S. 417, Note 558; Reusch, Index II, S. 804, 808—814; Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon II², S. 464ff.; Merkle, Die kirchl. Aufklärung (Berlin 1910), S. 52f., 192.

³⁾ J. Friedrich, Beiträge zur Kirchengesch. des 18. Jahrh. (Abh. der Münch. Akademie 1876), S. 87f.

⁴⁾ Diese Leistung gelingt dem Freiburger Ordinariats-Assessor und Offizialratsrat A. Rösch, Ein neuer Historiker der Aufklärung („Widerlegung“ meines Vortrags: Die kath. Beurteilung des Aufklärungszeitalters, Berlin 1909), Essen [1909]), S. 129, mit Berufung auf N. Vogt, Rhein. Geschichten u. Sagen IV (Frankf. 1836), S. 209, wobei er aber statt von den „klügern Vätern der Gesellschaft Jesu“, die nach Vogt die Unzulänglichkeit der Behandlung bloß der griech. u. lat. Literatur eingesehen hätten (im Unterschied von weniger klugen, die das nicht einsahen), seinen Gewährsmann einfach von den „klugen Vätern“ reden läßt. Noch mehr hätte die Stelle a. a. O. S. 210 seinen Zwecken gedient, wo berichtet wird, daß „die Schönheiten der Werke Gellerts (um deren Empfehlung willen Sailer u. a. behelligt worden war), Hagedorns u. Klopstocks in den Vorlesungen angerühmt“ wurden.

schöflichen Jurisdiktion wurden allenthalben beklagt und waren u. a. auch die Veranlassung von Hontheims berühmtem Buche, dessen Verfasser als Bekämpfer des Supranaturalismus hinzustellen nur grobe Ignoranz oder gewissenlose Parteilichkeit fähig ist. Übrigens waren all diese Kundgebungen Rosen und Veilchen im Vergleich zu den häßlichen Pamphleten, die nach Aufhebung des Jesuitenordens von dessen Anhängern gegen Klemens XIV veröffentlicht wurden.

Eine starke Instanz gegen die Anerkennung Franz Ludwigs als kirchentreuer Bischof wäre nach heutigen Begriffen seine Zugehörigkeit zum Freimaurerorden. Sie wurde behauptet, aber nicht bewiesen. Übrigens wurden als Freimaurer nicht nur ein Joh. Mich. Sailer bezeichnet¹⁾, sondern auch die Exjesuiten Cornova, Joh. Mich. Denis, Jos. Eckhel, ja sogar der „berühmte“ Beichtvater des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern, P. Frank, und des Kurfürsten Erzieher P. Franz Seedorf. Bekannt ist, daß auch Pius IX mancherseits für den Freimaurerorden in Anspruch genommen wurde.²⁾ Entweder muß man allen diesen Angaben mißtrauen, oder man muß, sollen sie als zutreffend gelten, aus ihnen den Schluß ziehen, daß damals die Zugehörigkeit zu jenem Orden nicht für unvereinbar mit den Pflichten eines gewissenhaften katholischen Geistlichen gegolten hat. Jedenfalls müßte auch hier dem Würzburger Fürstbischof billig sein, was den Exjesuiten recht war. Allein es widerspricht der ganzen Natur Franz Ludwigs, daß er je einem Geheimbund beitrat, und der Beweis wird sich schwerlich jemals führen lassen.

Die ungerechte Beurteilung, die ein so edler, hochverdienter Kirchenfürst immer noch seitens mancher Katholiken findet, erinnert an ein Wort von Franz Xaver Kraus, daß der moderne Katholizismus über wirklich große Männer abspreche, während man zweifelhaften Größen Schellen anhänge, auf daß die Welt ihres Ruhmes inne werde. Es schmerzt, ja es empört den unparteiischen Beobachter, wenn er sieht, wie Persönlichkeiten, die sich nicht ent-

¹⁾ Über den Vorwurf der Geheimbündelei u. Sailers Antwort s. Stölzle S. 48f.

²⁾ Über alle diese Männer vgl. R. Taute, Die kath. Geistlichkeit u. die Freimaurerei (Berlin 1909) an verschiedenen Stellen (die Aufzählung alphabetisch), über Erthal und Seinsheim auch Zoepfl S. 30^a.

fernt mit einem Erthal vergleichen können, als Koryphäen verherrlicht werden, einer der bedeutendsten und selbstlosesten geistlichen Fürsten dagegen nach Kräften verkleinert wird. Man wirft ihm vor, er habe „die Entehrung der Vergangenheit durch Entgegenkommen in der Gegenwart . . . ersetzen zu können“ geglaubt¹⁾. Allein ist es nicht die schlimmste „Entehrung der Vergangenheit“, wenn man über einen edlen Mann abspricht, ohne sich die nötige Mühe gegeben zu haben, ihn kennen zu lernen? Dagegen ist es keine Entehrung, wenn man das Alte, von dessen Unhaltbarkeit und Wertlosigkeit man sich überzeugt hat, abzutun bestrebt ist, um für Besseres Platz zu schaffen. Alle unbefangenen Beurteiler sind darüber einig, daß Franz Ludwig ein hervorragend tüchtiger Herrscher war. Der Würzburger Dompfarrer Braun aber meint: „Tatsächlich war er nur ein ziemlich mittelmäßiges Talent, und man findet bei ihm kaum etwas Originelles und Packendes.“ Nach seinen Hirtenbriefen und sonstigen öffentlichen Ausschreiben dürfe man ihn nicht beurteilen, da er sowohl die Wahl des Gegenstandes wie die Bearbeitung andern Männern überlassen habe.²⁾ Als Beweis wird ein einziges Beispiel angeführt, wo Onymus einen Hirtenbrief verfaßte. Und wenn Braun recht hat mit der Behauptung: „Dabei ist auffallend (sic!) das gleiche Thema in Bamberg mehr in positiv gläubiger, in Würzburg mehr in aufklärerisch rationalistischer Weise bearbeitet worden“³⁾, so muß sogar in diesem Falle die Wahl des Gegenstandes vom Bischof selbst ausgegangen sein. Übrigens angenommen, Brauns Behauptung sei ebenso bewiesen, wie sie es nicht ist, so wäre es nur ein Zeichen von Bescheidenheit, wenn Franz Ludwig andern, denen er eine bessere Befähigung zutraute, die Abfassung von solchen Stücken überließ, bei denen es wahrlich auf alles andere eher ankommt als auf schriftstellerische Originalität. Aber gerade die wichtigsten Kundgebungen des Fürsten entsprechen so durchaus seiner Eigenart, daß nur er selbst sie verfaßt haben kann. Wer in dem vielbewunderten Erlaß vom 26. September 1793 (s. S. 186) oder in den Akademischen Statuten von 1785 nichts „Originelles und

¹⁾ Braun II, S. 254. Man muß bei diesem Autor immer unterscheiden zwischen dem, was er sagt, und dem, was er sagen will. Der Sinn des in seiner vorliegenden Form unsinnigen Satzes dürfte klar sein. Weniger der des andern S. 256: „Im Großen klein, blieb er klein im Großen“!

²⁾ Braun II, S. 255.

³⁾ Braun II, S. 256.

Packendes“ findet, der muß sehr „originelle“ Anschauungen über Originalität haben. Andere haben nicht nur in jenen Kundgebungen, sondern im ganzen Wesen und in der ganzen Regierung des Getadelten beide Eigenschaften in hervorragendem Maße gefunden. Ist es nicht eine wirklich „packende“, herzerquickende, jeden jungen Mann zum Einsatz seiner ganzen Kraft ermunternde Verheißung, die der Fürst in den erwähnten Statuten gab und in seiner ganzen Regierungszeit erfüllte: „daß kein guter Kopf unbenutzt, kein Fleiß unbelohnt bleiben, und es keinen jemals gereuen soll, seine von Gott verliehenen Talente mit Anstrengung aller Kräfte gebildet und sich zu jeden Berufsgeschäften in seinem Vaterlande vorbereitet zu haben“?¹⁾ Ebenso zeugt es für Erthals Originalität und geistige Souveränität, daß er auch nach der französischen Revolution der Versuchung, die in Vorstellungen und Denunziationen an ihn herantrat, um ihn gegen alle Reformen einzunehmen, nicht unterlag, sondern zwischen Aufklärung und Aufklärung zu unterscheiden wußte, anders als Clemens Wenzeslaus in Trier und Augsburg, von dem Pacca behauptete, daß er mit seinen Ratgebern auch seine Grundsätze wechselte.²⁾ Wer natürlich meint, ein geistlicher Fürst im ausgehenden 18. Jahrhundert hätte nach den alten Hefen seiner Vorgänger aus dem 16. oder 17. Jahrhundert regieren können und sollen, wird mit einem Franz Ludwig von Erthal nicht zufrieden sein; aber die Geschichte wird über ein Urteil, das so wenig die Zeichen der Zeit kennt, zur Tagesordnung übergehen.

„Um zu wissen, ob etwas in der Religion zu frei sei, braucht man etwas mehr als gewöhnlichen Katechismus“, sagte mit Recht ein Theologe des 18. Jahrhunderts.³⁾ Für die Geschichte der Aufklärung hat man aber allzu oft auf der einen Seite die populären kirchlichen Anschauungen von heute zum Ausgangspunkt genommen, auf der anderen überhaupt nur theologische Zensuren nachgeredet. Und doch ist hier ebenso strenge theologische wie historische Schu-

¹⁾ F. X. v. Wegele, *Gesch. der Univ. Würzburg II* (Würzb. 1882), S. 437f. Vgl. Schwab S. 95f.

²⁾ Der italienische Wortlaut u. a. zitiert von O. Mejer, *Zur Gesch. der röm.-deutschen Frage I* (Rostock 1871), S. 69*; Deutsch in der Übersetzung der *Histor. Denkwürdigkeiten* (Augsb. 1832), S. 15. Hiegegen wendet sich neuestens O. Häcker im „*Ellwanger Jahrbuch*“ 1912.

³⁾ Fr. Berg bei Schwab S. 281.

lung unerlässlich für ein gerechtes Urteil. Gerade meine Glaubensgenossen würden dann an einer Epoche, in der Kirche und Staat des Würzburger Hochstifts die bewundernden Augen von ganz Deutschland auf sich zogen, mehr und mehr auch das viele Gute sehen; sie würden erkennen, wie zutreffend Schwab urteilte, wenn er von Franz Ludwig schrieb, er habe „durch den Adel seines Charakters wie durch die Weisheit seiner Regierung auf den der Auflösung nahen geistlichen Staat einen Glanz geworfen, der in Würzburg heute noch nicht verblichen“ sei.¹⁾

¹⁾ Schwab S. 73. Es sei hervorgehoben, daß der Artikel Stammingers im Kirchenlexikon ²IV (1886), S. 862—864 von durchaus maßvollem und gerechtem Urteile und von ungleich tieferem historischen Blicke zeugt als die Karikatur Brauns.